

01

«ICH BIN VIELLEICHT UNGENIERT DARIN, FEHLER ZU MACHEN»

**EIN GESPRÄCH MIT DR. TOBIAS BRANDNER,
GEFÄNGNISSELSORGER IN HONG KONG**

*Das Interview wurde von der Redaktion
«Seelsorge & Strafvollzug» schriftlich geführt*

Herr Dr. Brandner, sie sind seit vielen Jahren in Hongkong als Pfarrer, Theologe mit universitärem Auftrag und Gefängnisseelsorger tätig. Wie kam es dazu, dass Sie mit Mission21 als Schweizer Pfarrer nach Hongkong kamen?

Ich stand am Beginn meiner beruflichen Laufbahn, hatte soeben mein Doktorat in Zürich abgeschlossen, fühlte mich zu jung, um mich für die Stelle als Seelsorger in Pöschwies zu bewerben, welche ich interimistisch innehatte, und hatte eine Partnerin, welche darauf drängte, uns nicht zu früh im Leben auf Zürich festzulegen. Nicht ganz leichten Herzens entschloss ich mich, mein Engagement im kirchlichen, sozialen und politischen Bereich in Zürich aufzugeben und begann, mich nach Möglichkeiten der Arbeit im Ausland umzuschauen. Ich erinnere mich lebendig an den Moment im März 1995, als ich einen Antwortbrief vom damaligen Direktor der Basler Mission auf eine Anfrage von mir erhielt, in dem er mir schrieb, die BM suche jemanden für Gefangenenarbeit in Hongkong, da eine ökumenische Mitarbeiterin in Hongkong, welche diese Arbeit begonnen hatte, pensioniert werde. Wir beide, meine damalige Partnerin und heutige Frau und ich selbst mussten kaum eine Minute überlegen und waren von dieser Perspektive begeistert. Bis zur Abreise aus der Schweiz im August 1996 verging dann noch einige Zeit der Gespräche und der Vorbereitung, doch der Entscheid stand eigentlich nie in Frage.

Sie kamen 1996 nach Hongkong. Dort leben Sie nun seit 30 Jahren. War das damals geplant, dass Sie praktisch ihr ganzes Arbeitsleben im Kontext einer anderen Sprache und Kultur verbringen? Was hat Sie zum Bleiben bewogen?

Geplant war ein Einsatz von mindestens fünf Jahren, was uns beide, meine Frau und mich zunächst leer schlucken liess, doch bald sahen wir ein, dass ein längerer Einsatz sinnvoll war, da die Basler Mission, die heutige Mission 21, uns beiden ein zweijähriges Sprachstudium finanzierte, also grosszügig und mit enormem Vertrauensvorschuss in uns investierte. Niemand wusste, ob sich das auszahlen würde. Wir erkannten, dass eine Rückkehr nach fünf Jahren ein gescheiterter Einsatz gewesen wäre, denn dann hätte sich der grosse Aufwand kaum gelohnt, weder für uns noch für die BM/Mission 21. Wir peilten schon nach kurzer Zeit einen Zeitrahmen von zehn Jahren an, doch als wir uns dem Ende der zehn Jahre annähernten, merkten wir immer mehr, dass wir eigentlich gerne bleiben würden. Der Hauptgrund, der uns zum Bleiben bewog, war, dass wir mit dem Spracherwerb tief in die lokale Gesellschaft eintauchen konnten und sich ein Tätigkeitsfeld mit bis heute immer neuen Möglichkeiten eröffnete. Das Leben und die Arbeit in Hongkong wurden über die ganze Zeit nie einfach Routine, sondern bietet auch nach 30 Jahren noch überraschende Erkenntnisse und Begegnungen. Zudem ist Hongkong eine sehr lebenswerte Stadt, welche (was uns wichtig ist) auch enorm schöne Naturerlebnisse und Wanderungen in der Wildnis erlaubt.

Sie haben auch den Transfer von Hongkong als britische Kronkolonie zur Special Administrative Region und damit einem Teil des chinesischen Staates erlebt. Wie war diese sicher bewegte Zeit damals für Sie?

Ja, das war nach einem knappen Jahr unserer Zeit in Hongkong: ich erinnere mich genau an den Tag, da ich bei der britischen Abschlussfeier als Teil eines Chores dabei sein konnte. Wir standen in tropischem Regen und sangen und Prinz Charles, unter grossem Schirm und im Rauschen des Regens, hielt eine Abschiedsrede. Danach zog sich die Familie des letzten Gouverneurs unter Tränen auf die royale Yacht zurück und segelte davon. Danach geschah: nichts. Die Dinge blieben, zumindest soweit für Leute wie mich sichtbar, unverändert. Der Strafvollzug wurde unverändert weitergeführt. Alle Ängste bewahrheiteten sich nicht. Erst ab 2012, mit dem Amtsantritt von Xi Jinping in China und mit der wachsenden Frustration in Hongkong aufgrund fehlender demokratischer Fortschritte und zu-

nehmenden Protesten begann sich die Situation zu verändern und zu verhärten.

Die einschneidenden Veränderungen geschahen 2020 mit dem nationalen Sicherheitsgesetz, welches Dissens unter Strafe stellte und die Zivilgesellschaft im Kern traf. Ich hatte während jener Zeit ein enges Verhältnis zu einem ehemaligen hohen Regierungsbeamten, einem analytisch brillanten Denker, der wegen eines Korruptionsdeliktes im Gefängnis war und aus seiner Gefängniszelle die Geschehnisse verfolgte und mir diese – quasi in regelmässiger politischer Nachhilfestunde – bei meinen Besuchen erklärte. Er klärte mich darüber auf, wie das Innenleben der Regierung seit dem Machttransfer ausgesehen hatte und dass er als Regierungsbeamter schon immer ständige Druckversuche aus Beijing abwehren musste. Ich hoffe, etwas von diesen Erzählungen, mit genügendem Abstand, als Teil der «oral history» von Hongkong zusammenfassen zu können.

Wichtig war für mich als Gefangenenseelsorger, dass sich der Strafvollzug bis 2020 nicht verändert hat und wir grosse Freiheiten in unserer Tätigkeit hatten.

Sind Sie ein Sprachgenie, Herr Dr. Brandner, oder ist es gar nicht so schwer, Kantonesisch zu lernen?

Nein, ich bin in keiner Weise ein Sprachgenie, vermutlich einfach fleissig (meine Frau würde sagen: ein Streber), und vielleicht ungeniert darin, Fehler zu machen. Kantonesisch ist durchaus schwer: es gibt nur einige hundert Silben, aber jede Silbe kann in sechs verschiedenen Tonlagen ausgesprochen werden und sogar in der identischen Betonung kann eine Silbe noch ein Dutzend verschiedene Bedeutungen haben. Das führt zu einer kolossalen Vieldeutigkeit, die zu endlosen Sprachspielereien führt. Wenn man die richtige Betonung also nicht korrekt trifft, ist man schnell unverständlich. Und auch nach 30 Jahren erlebe ich es noch, dass Leute plötzlich grinsen, wenn ich etwas falsch sage. Zudem ist die gesprochene Sprache von der Schriftsprache stark unterschieden. Es hat gelegentlich schon etwas Behinderndes, wenn man nie über die volle sprachliche Kapazität verfügt. Ich predige ein oder zwei Mal pro Monat, meist auf kantonesisch, und ich muss mich jederzeit mühsam darauf vorbereiten und einzelne Wörter überprüfen, ob man sie hoch oder tief oder steigend oder fallend ausspricht.

Stimmt die Anekdote, die ich einmal gelesen habe, dass Sie mehrere Jahre auf Kantonesisch vor Gefangenen gepredigt hätten und dies von den Hörenden immer wohlwollend angenommen worden sei und nach fünf Jahren einer freundlich meinte, heute hätte man schon fast verstanden, was Sie gesagt hätten? Falls Ja, konnten Sie es mit Humor nehmen?

Ja, das stimmt – und ich musste damals lachen, denn ich bilde mir nichts auf mein Kantonesisch ein. Umgekehrt gibt es auch viel Anerkennung, wobei man nie vergessen darf, dass die Menschen gerne höflich sind und Komplimente machen. Die Leute schenken Anerkennung, weil es sehr wenige Ausländer gibt, welche die Sprache wirklich lernen. Doch gibt es auch die Dimension der bleibenden Distanzierung, welche Ausländer in ostasiatischen Gesellschaften öfters erleben. Diese besteht darin, dass Ausländern Integrationsfähigkeit grundsätzlich abgesprochen wird – einfach rhetorisch freundlich gedreht, etwa mit den Worten: «Wow, du benutzt die Essstäbchen ja wie ein Einheimischer.» In Europa gälten solche Essentialisierungen schon längst als diskriminierend. Auf meine kantonesische Sprachbemühungen übertragen heisst das, dass jede Bewunderung implizit auch kommuniziert, dass es nicht wirklich möglich ist, kantonesisch zu lernen, was natürlich nicht stimmt.

Sie sind auch Professor für westliche Kirchengeschichte und Missionswissenschaften an der Hongkonger Universität. Von Haus aus sind Sie gelernter Systematiker und haben an der Universität Zürich 1995 über «Einheit gegeben – verloren – erstrebt. Denkbewegungen von Glauben und Kirchenverfassung,» also über die theologischen Tiefenstrukturen der ökumenischen Einheitssuche promoviert. Da liegen Missions- und Interkulturalitätsthemen nahe, weniger aber die westliche Kirchengeschichte. Was sind Ihre persönlichen Erkenntnisse auf unsere Geschichte aus der Sicht eines in Asien lebenden Theologen?

Ich wurde in den Kirchengeschichtsunterricht gestossen, weil der damalige Direktor unserer theologischen Schule fand, es sei ideal, wenn westliche Kirchengeschichte von jemandem aus dem Westen unterrichtet werde. Unsere Schule war, wie alle theologischen Schulen Hongkongs, bis in die 80er und 90er Jahre weitgehend von Theologen aus dem Westen, finanziert von Missionsgesellschaften, geprägt. In den 90er Jahren wurde unsere Schule dann weitgehend frei von Mitarbeitern aus Übersee. Dass ich kurz darauf als Lehrer eingeladen wurde, war Ausdruck eines starken post-

kolonialen Selbstbewusstseins der Schule: Sie war stark genug lokalisiert, dass sie es sich leisten konnte, einen Lehrer aus dem Westen einzustellen – aber klar unter den von der Schule gesetzten Bedingungen, weniger für die traditionellen «Krondisziplinen» der biblischen und systematisch-theologischen Fächer, als für den Teil der Kirchengeschichte, der vom Westen geprägt war. Wir hatten zudem einen lokalen Kollegen, welcher für die chinesische und Hongkonger Geschichte zuständig war.

Wichtig wurde mir durch die Jahre, bei aller Wertschätzung der wichtigen Weichen, die in der westlichen Geschichte theologisch und kirchlich gestellt wurden, zu vermitteln, dass das Christentum nie eine westliche Glaubensbewegung war, sondern ihren Anfang in Westasien nahm und immer auch asiatisch war. Die Darstellung des Christentums als einer westlichen Religion dient oft politischen Interessen, nämlich sie als etwas nicht zu China, nicht zu Asien gehörendes darzustellen und sie auf den Teil zu reduzieren, der mit der kolonialen Ausbreitung verknüpft war. Doch die Geschichte des Christentums in Asien ist viel reicher als die koloniale Epoche und geht in China auf das 7. Jahrhundert zurück, in Indien vermutlich auf das erste oder zweite Jahrhundert. Ich habe deshalb begonnen, nicht nur westliches, sondern auch asiatisches Christentum zu unterrichten und zu erforschen. Für den Westen ist es wichtig, zu sehen, dass das Christentum zwar teils missionarisch aggressiv war (so wie alle anderen Religionen, inklusive der in Europa oft verniedlichend dargestellten Buddhismus), aber das die Geschichte des Christentums von früh an auch lokalisiert war. In anderen Worten, es ist mir wichtig deutlich zu machen, dass das Christentum (wie andere Religionen) immer schon sowohl hegemonial dominierend auftrat, wie emanzipativ wirksam war.

In der Schweiz sind Sie vor allem bekannt als der Gefängnisseelsorger von Hongkong. Sie haben 2009 ein Buch geschrieben «Gottesbegegnungen im Gefängnis», das von Seelsorgenden stark beachtet wurde. Die englischsprachige Seelsorge und die deutschsprachige haben sich unterschiedlich entwickelt. Während die deutschsprachige stark auf Einzelsettings setzt, ist die aus der englischen Seelsorgetradition stammende eher auf Gruppen und Seelsorgeprogramme ausgerichtet. Wo stehen Sie selbst heute?

Vermutlich stehe ich irgendwo zwischen diesen Traditionen: Die Basis bilden für mich die unzähligen Einzelgespräche, welche ich bei meinen Durchgängen durch die Gefängnisse führe. Hier geschehen entscheidende

Durchbrüche und Beziehungserfahrungen – meiner Meinung nach viel mehr als in gut geplanten Seelsorgeprogrammen oder Gruppensettings. Doch bin ich auch nicht ein Freund quasi klinischer Seelsorgesettings – oder vielleicht fehlt mir einfach die Kompetenz dazu. Und sicher fehlt mir auch die Zeit. Ich besuche regelmässig zwei Hochsicherheitsgefängnisse – das eine hat etwa 2100 Insassen, das andere etwa 500. Auch wenn ich in ersterem nur einen Drittel der Abteilungen besuche, sind das monatlich über 1000 Insassen, welchen ich begegne und um die 150, mit denen ich ein kürzeres oder weniger kurzes Gespräch führe. Wichtig ist mir Präsenz: mein Besuch und die meist nur sehr kurzen Gespräche – eine Minute, oft 5 oder 10, gelegentlich 15 Minuten, selten eine halbe Stunde – verweisen eher symbolisch auf eine andere Realität, die Realität Gottes, und auf andere Werte und Lebensmöglichkeiten. Ich hoffe, dass meine schlichte Präsenz, die Bereitschaft, einigen kleineren und grösseren Nöten zuzuhören, die gelegentlichen Worte der Ermutigung und die Regelmässigkeit des Besuches etwas von dem kommunizieren, was unserem Glauben zu Grunde liegt: Vergebung, bedingungslose Annahme oder der Glaube, dass ein Verbrechen nicht der letzte Akt einer Biographie ist. Wichtig ist mir, dass stetige Präsenz immer wieder Überraschungen zulässt – etwa vor einigen Tagen, als ich in der Einzelhaft-Abteilung von Zelle zu Zelle ging, in jede der etwa 120 Zellen kurz reinschaute, grüsste, fragte, wie es gehe, kurze Gespräche führte und schliesslich zu einem jungen Mann kam, den ich bereits gut kannte, ein politischer Insasse, der nach einigen Minuten des Gesprächs innehielt und sagte, er hätte schon lange kein Abendmahl gefeiert, ob ich es nicht jetzt mit ihm feiern könne, doch habe er nur ein Pack Sojamilch und ein Biskuit. Und so geschah es.

Ihr neuestes Buch befasst sich mit Christen in Hongkong und das chinesische Christentum in Asien. Sie haben ein Kapitel in diesem Buch, das lautet: Christentum und Staat. Welche Erkenntnisse ergeben sich daraus? Natürlich zielt die Frage auch auf das bereits erwähnte von ihnen gelehrte Fach westliche Kirchengeschichte.

Christen waren stark präsent in den Protestbewegungen der 2010er Jahre. Viele der wichtigsten Aktivisten und Aktivistinnen sind Christen, viele von ihnen sind heute im Gefängnis. Ihre Gefangenschaft ist tragisch, doch ihr Glauben stärkt sie während ihrer Gefangenschaft. Einer der politischen Gefangenen hat es so ausgedrückt: «Als die Israeliten aus der Gefangenschaft in Ägypten aufbrachen, wussten sie nicht, dass sie 40 Jahre durch die Wüste wandern würden. Meine Zeit im Gefängnis ist wie ein Gang

durch die Wüste, aber ich fürchte mich nicht, denn ich habe Zugang zum Wasser des Lebens.» Christen sehen ihre eigene Geschichte als Teil und Fortführung der biblischen Geschichten, der Befreiung aus Ägypten, der Leidensgeschichte der Jesus-Bewegung, als Jesus und seine Gefährten ebenfalls Verfolgung durch die römische Kolonialmacht und die lokale Elite gewärtigen mussten.

Vielleicht die wichtigste Erkenntnis dieses Buchkapitels ist, dass sich Christen wesentlich von einem gesellschaftlichen und letztlich autoritären, im Konfuzianismus fussenden Grundkonsens absetzen. Ein zentrales Motiv in der chinesischen Gesellschaft ist familiäre Loyalität, besonders sichtbar in der Kerntugend des Sohnesgehorsams (sic!), welcher sich populär-religiös in der Ahnenverehrung ausdrückt. Diese Loyalitäts- und Gehorsamsstruktur bezieht sich über die eigene Familie hinaus auch auf die Nation und letztlich auf den Landesvater, den Kaiser bzw. den Generalsekretär. Xi Jinping ist der grosse Vater der Nation. Konversion zum christlichen Glauben bedeutet letztlich eine Aufkündigung dieser Loyalitäts- und Gehorsamsverbindung zugunsten einer tieferen, spirituellen Verbundenheit mit Gott. Das heisst nicht, dass Christen gegen den Staat sind, aber es fehlt ihnen ein Stück der religiös-ideologischen Fundierung des Gehorsams und der Unterwürfigkeit gegenüber dem Staat. Sie haben ein entscheidendes Mass an spiritueller Freiheit, das auch Widerspruch zur väterlich-staatlichen Autorität ermöglicht.

Für viele Jahrzehnte nahmen die Kirchen in Hongkong eine grosse gesellschaftliche Rolle ein, denn die koloniale Regierung war nicht an der lokalen chinesischen Bevölkerung interessiert und war froh, die Sorge um die Bevölkerung – durch Spitäler, Bildungseinrichtungen, soziale Hilfe – den Kirchen zu überlassen. Heute erkennt die Regierung zunehmend, dass Christen aufgrund ihrer anders gearteten Loyalität politisch gefährlich sein können. Das bedeutet, dass diese einen stärkeren Gegenwind von staatlicher Seite erleben und verstärkte Druckversuche, sich politisch zu integrieren.

Die Weltkonferenz der Gefangenenseelsorger:innen (International Prison Chaplains Organization IPCA) tagte 2025 in Bangkok. Sie waren dort zu Besuch. Welche Erkenntnisse konnten Sie mitnehmen aus dieser internationalen Konferenz?

Es war wohltuend zu sehen, wie vielfältig christliche Arbeit in den Gefängnissen ist, nicht nur im Sinne der methodischen Ansätze, sondern auch im Sinne der theologischen Überzeugungen, welche der Arbeit mit Gefangenen zugrunde liegt – da gab es eher progressiv und liberal gesinnte, eher traditionell priesterliche, pentekostal-charismatische und evangelikale Seelsorgerinnen und Seelsorger, die sich in grossem gegenseitigem Interesse begegneten.

Dabei hätte ich mir eine etwas stärkere Vertretung aus Asien gewünscht. Ich war etwas überrascht, dass fast 50% der Teilnehmenden entweder aus Schweden oder aus Ghana kamen.

Sie haben in Bangkok die Schweizer Delegation getroffen. Vermissen Sie die Schweizer Mundart, Traditionen und Küche manchmal?

Ich spreche mit meiner Frau und meinen Kindern schweizerdeutsch – in dem Sinn vermisse ich das nicht wirklich. Kulinarisch geht es einem in Hongkong sehr gut, und da gehören durchaus auch Schweizer oder andere europäische Küchen dazu. Was ich an der Schweiz am meisten vermisse sind die Berge und der verglichen mit Hongkong wohl entspanntere Lebensstil.

Zum Schluss: Wenn sie ihre Arbeit als Gefängnisseelsorger in der damaligen Strafanstalt Regensdorf vergleichen mit ihrem Wirken im Stanley Gefängnis in Hongkong. Wo sehen Sie die Hauptunterschiede im institutionell-interdisziplinären Bereich, in der Wirksamkeit von Seelsorge und im spirituellen Bereich?

Da gibt es schon grosse Unterschiede. Ich versuche es in kurzer Form: Erstens, Seelsorger in Hongkong sind in keiner Weise ins System eingebettet und haben keinerlei institutionelle Absicherung. Ich erinnere mich, wie ich in der alten Strafanstalt Regensdorf jeweils noch einen Schlüssel für die Zellen mittrug. Das gibt es in Hongkong nicht. Meine Arbeit ist unbezahlt, ich habe keinen Zugang zu irgendwelchen internen Informationen und kein Büro, in dem ich Insassen empfangen könnte. Meine wichtigsten Informationen kommen von den Insassen, die jeweils erstaunlich gut Bescheid wissen, was geschieht. In bin ein geduldeter Gast im Strafsystem, der sehr aufpassen muss, keine Misstritte zu machen. Diese Unabhängigkeit erlebe ich allerdings als Vorteil, denn sie erhöht die Glaubwürdigkeit seelsorgerischer Arbeit. Die Verletzlichkeit meiner eige-

nen Position bringt mich den Insassen näher, da ich wie sie den institutionellen Zwängen unterliege. Insassen wissen, dass wir nicht durch institutionelle Interessen oder finanzielle Anreize geleitet sind. Wir Seelsorger sind eigentlich die einzigen wirklich unabhängigen Akteure innerhalb des Gefängnisystems. Trotz unserer marginalen Position gibt es Leute in den Gefängnisleitungen, die Interesse an unserer Einschätzung haben – gerade weil sie wissen, dass sie von uns vielleicht mehr über die Realität im Vollzug erfahren als von ihren eigenen Angestellten, die ihren Vorgesetzten nicht immer alles mitteilen mögen.

Zweitens, Betreuungsarbeit im weitesten Sinne, einschliesslich sozialer Arbeit und psychologischer Betreuung gibt es in Hongkonger Gefängnissen sehr viel weniger. Das heisst, der ungestillte Bedarf an Betreuung, wiederum in jeglichem Sinn, ist riesig. Das trägt sicher zur Motivation für diese Arbeit bei.

Drittens, viele der Gefangenenseelsorger in Hongkong, wie ich selbst auch, arbeiten mit einer Vielzahl von Freiwilligen zusammen, viel mehr als ich das in der Schweiz erlebt hatte. Alleine könnten wir diese enorme Beziehungs- und Betreuungsarbeit sehr viel weniger bewältigen. Diese Einbindung von Freiwilligen – darunter alle Arten von Menschen und Frömmigkeitsstilen – bedeutet etwas von Ökumene innerhalb des Strafvollzugs.

Viertens, religiöser Glaube wird in Hongkong (wie überhaupt in Asien) als Selbstverständlichkeit angesehen und wird stark respektiert. Es braucht dazu keinen Erklärungsbedarf und ich kann Menschen schon in einem kurzen Gespräch, wo es um ein erstes Kennenlernen geht, problemlos und ohne Peinlichkeit fragen, ob sie einen religiösen Glauben hätten. Diese religiös-spirituelle Offenheit und das grosse Interesse an Fragen des Glaubens macht die Arbeit einfacher. Es kommt öfters vor, dass mich Menschen mit oder ohne Glauben bitten, für sie zu beten. Zudem haben Seelsorger interessanterweise einen grossen Vorteil gegenüber institutionellen Psycholog:innen, nicht nur die institutionelle Unabhängigkeit: Wer zum Psychologen geht, muss damit rechnen, für mental/psychologisch angeschlagen angesehen zu werden. Beim Gespräch mit dem Seelsorger ist das in keiner Weise der Fall.

Herr Dr. Brandner, wir danken Ihnen für das Gespräch.

KURZBIOGRAFIE

Tobias Brandner ist Professor für globales Christentum, Missionswissenschaft und Ökumene an der Divinity School of Chung Chi College, Chinese University of Hong Kong. Ordiniert als Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich, ist er seit über 30 Jahren zudem als Gefangenenseelsorger tätig. Seine wichtigsten Buchpublikationen sind *Christians in the City of Hong Kong. Chinese Christianity in Asia's World City* (Bloomsbury Academics 2023) und, auf Deutsch, *Gottesbegegnungen im Gefängnis: Eine Praktische Theologie der Gefangenenseelsorge* (Otto Lembeck 2009).

«ICH BIN VIELLEICHT UNGENIERT DARIN, FEHLER ZU MACHEN»